



© Universität Wittenberg / Frank Hebbjorn

smd transparent

Neues aus Schüler-SMD Hochschul-SMD, Akademiker-SMD und SMD-International

Nr. 03_ September 2009

Baustelle Bildung – Baustelle SMD?!

Wie das Turbo-Abi und der Bologna-Prozess Schule und Uni verändern

„Bildung für alle! Und zwar umsonst!“ Sprüche wie dieser schallten Mitte Juni in den Straßen von rund 70 deutschen Städten. Im ganzen Land machten Schüler, Studierende und Gewerkschafter mobil gegen Studiengebühren, das Bachelor-System und das „Turbo-Abitur“ nach zwölf Jahren. Laut dem Bündnis „Bildungsstreik 2009“ gingen 240.000 Menschen auf die Straße, laut Polizei nur halb so viele. Um ihrer Forderung nach mehr Geld für Bildung Nachdruck zu verleihen, stürmten die Demonstranten in Mainz das Abgeordnetenhaus, in Berlin randalierten Schüler in der Humboldt-Uni.

Zum Thema:

denken
Bologna und die Veränderung an Unis **_5**

Die „neue Schule“ **_6**

glauben
Was die Bibel über Bildung sagt **_8**

erleben
Generation Bachelor **_10**

Außerdem:

Das Markus-Theater **_16**

Neues von der Akademikon **_19**

Spendenaktion „plus60“ **_23**

Wer in seiner derzeitigen Lebenssituation gerade nicht mit Schule oder Universität in Berührung kommt, mag sich da nur verwundert die Augen reiben. Was ist da eigentlich passiert? In dieser Transparent-Ausgabe wollen wir die chaotisch anmutende „Baustelle Bildung“ näher betrachten. Paradoxiertweise lässt sich ja der Eindruck gewinnen, dass die Schulreformen („neue Schule“) den Schülern gerade die Freiheiten zur Persönlichkeitsentwicklung geben wollen, die den Studenten an der Uni genommen werden. Fest steht, dass der Umbau von Schule und Universität auch uns als Netzwerk von Christen in Schule, Hochschule und Beruf betrifft. Keine Frage, wenn Schüler ganztags an der Schule bleiben und gleichfalls wie die Studenten über erhöhten Leistungsdruck und weniger Zeit klagen, verändert das unsere Arbeit als SMD. In unseren Hochschulgruppen ist „Bologna“ längst angekommen: viele Studis bleiben jetzt nicht mehr zehn bis zwölf Semester, sondern nur noch sechs in einer Gruppe. Bei aller berechtigten Kritik, die in diesem Heft auch vorkommt, hilft es aber nicht weiter, dem humanistischen Bildungsideal mit all seinen Freiheiten für Studierende nachzutruern. Es gilt, nach vorn zu blicken und zu prüfen, wo die Veränderungen neue Möglichkeiten bringen. Auf unseren Themenseiten (5–11) macht das u.a. Andreas Rothfuß, Universitätskanzler in Tübingen, der den Bologna-Prozess erklärt und Konsequenzen aufzeigt. Über den Umbau der Schule macht sich Schulpfarrer Markus Ocker Gedanken, die von Erlebnisberichten aus der Schule ergänzt werden. Den biblischen Befund zum Thema prüft diesmal Georg A. Pflüger, Leiter der deutschen Fernschule.

Als besonderes „Schmankerl“ zum SMD-Jubiläum finden Sie ein Plakat im Innenteil des Heftes. Es zeigt SMDler im Alter von einem bis 60 Jahren. Vielleicht erkennen Sie jemanden wieder? ■ *Christian Enders, Redakteur*

„Lamentieren hilft nicht weiter“

_Bologna und die Auswirkungen bringen Veränderung für Studis und SMD

Die Hochschulen in Deutschland durchlaufen zurzeit einen bedeutsamen Veränderungsprozess, in dem die Struktur des Studiums grundlegend umgestaltet wird. Dr. Andreas Rothfuß berichtet für SMD-Transparent.

Der Bologna-Prozess

Traditionell gab es im deutschsprachigen Raum die akademischen Abschlüsse Diplom und Magister. Das Universitätsstudium war hierbei grundsätzlich sehr flexibel angelegt und endete nach einer Studienzeit von in der Regel fünf Jahren mit einer großen Abschlussprüfung. Faktisch betrug die Studienzeit jedoch weit mehr als zehn Semester und die Studienabbruchquote war sehr hoch. Formal galten alle Hochschulen in Deutschland als gleichwertig. Jedes Land in Europa hatte sein eigenes Hochschulsystem, wodurch die länderübergreifende Vergleichbarkeit sehr eingeschränkt war.

Europäische Bildungspolitiker wollten dies im Rahmen des europäischen Einigungsprozesses ändern, was 1998 in der Unterzeichnung der Sorbonne-Erklärung und ein Jahr später in der Bologna-Erklärung mündete. Inzwischen sind 46 Staaten dieser freiwilligen Selbstverpflichtung beigetreten, dessen Ziel die Vergleichbarkeit des Hochschulwesens in Europa ist. Wesentliche Elemente dieses Harmonisierungsprozesses sind: Die Einführung eines zweistufigen Systems von leicht verständlichen und vergleichbaren Abschlüssen (Bachelor und Master), die Einführung eines Leistungspunktesystems (European Credit Transfer and Accumulation System, kurz ECTS), die Förderung der europäischen Zusammenarbeit bei der Qualitätssicherung und die Förderung der Mobilität von Studierenden und Lehrenden.

Zum Wintersemester 2008/2009 waren in Deutschland 75 Prozent aller Studiengänge auf Bachelor und Master umgestellt, wobei die Fachhochschu-

len am weitesten fortgeschritten sind. Die meisten der noch nicht umgestellten Studiengänge, etwa 15 Prozent, führen zu staatlichen oder kirchlichen Abschlüssen. Bis nächstes Jahr soll die Umstellung bei den universitären Abschlüssen fertig sein.

Auswirkungen der Reformen

Neben dem Bologna-Prozess führen weitere Hochschulreformen, wie die Exzellenzinitiative, die Einführung von Studiengebühren und die Verkürzung der Gymnasialzeit zu größeren Veränderungen an den deutschen Hochschulen. Die Exzellenzinitiative hat zu einem verstärkten Wettbewerb zwischen den Universitäten geführt und auch offiziell den Mythos zerstört, dass alle Hochschulen in Deutschland gleich sind. Durch die Studiengebühren wird das Studium vermehrt zu einer Investition, und es besteht der Druck, das Studium möglichst schnell abzuschließen. Ob die generelle Verkürzung der Schulzeit auf zwölf Schuljahre die Eingangskennntnisse der Studienanfänger verändert und dadurch Auswirkungen auf das Studium hat, muss sich erst noch zeigen. Mit dem Programm „Hochschule 2012“ sollen in Baden-Württemberg (ähnlich auch in anderen Ländern) Studienplätze gezielt arbeitsmarktnah ausgebaut werden. Politisch führt der Ausbau der Hochschulen zusammen mit dem Bologna-Prozess und weiteren Reformen zu einer Akademisierung der Berufsausbildung und letztlich zu einer Schwächung des in Deutschland bewährten dualen Ausbildungssystems.

Wichtiger Bestandteil der Umstellung der Studienorganisation im Rahmen des Bologna-Prozesses ist die Modularisierung. Das Studium wird hierbei in fachliche Module zerlegt. Ein Modul kann sich aus unterschiedlichen Lehrveranstaltungen zusammensetzen (Vorlesung, Übung, Seminar) und sich auf ein bis drei Semester erstrecken. Die Note des Moduls erscheint im Abschlusszeugnis. Durch diese Modularisierung gibt es in jedem Semester Prüfungen statt einer großen Abschlussprüfung am Ende des Studiums. Der Studienaufwand wird dadurch kalkulierbarer.

In Deutschland war es das klare Ziel, mit dem Bologna-Prozess die Studienabbruchquote zu reduzieren und die Studienzeiten zu verkürzen. Der Bachelor wurde daneben auch als Regelabschluss der Hochschulen festgelegt. Diese politisch definierte „Abstufung“ führt bei der Umstellung der Studiengänge auf Bachelor- und Master-Abschlüsse zu Akzeptanzproblemen. In der Praxis muss es sich erst noch zeigen, ob der Bachelor tatsächlich der Regelabschluss wird oder ob nicht für einen Großteil der Arbeitsplätze ein Master und in den Naturwissenschaften gar ein Dokortitel erwartet wird. Grundsätzlich ist die Akzeptanz der Bachelor-Abschlüsse im deutschen Arbeitsmarkt noch unklar.

Momentan sind an vielen Hochschulen noch Umstellungsschwierigkeiten anzutreffen. Teils wurde der vorhandene Stoff komprimiert in die kürzeren Bachelor-Studiengänge übertragen, was zu einer Überfrachtung führt. Die Umstellung wurde vielfach auch unstrukturiert und halbherzig angegangen. Organisatorische, inhaltliche und qualitative Probleme sind die Folge. Zudem laufen beide Studienprogramme häufig noch parallel ab, was weitere Komplikationen mit sich bringt. Diese Schwierigkeiten treten jetzt zu Tage, weshalb der Bologna-Prozess von verschiedenen Seiten stark kritisiert wird. Allerdings basiert diese Kritik meist auf Umstellungsschwierigkeiten und ist nicht systemimmanent begründet. Die Kritiker blenden meist auch die Schwierigkeiten des traditionellen Hochschulsystems aus: hohe Abbruchquoten, lange Studienzeiten und fehlender Arbeitsmarktbezug, die man über Jahrzehnte nicht grundsätzlich in den Griff bekam.

Konsequenzen für Studis

All diese Reformen führen zu deutlichen Veränderungen für die Studierenden. Wer im traditionellen deutschen System mit Diplom und Magister sein Studium erfolgreich meisterte, hatte auf alle Fälle eine gute Selbstorganisation, die Fähigkeit selbstständig neue Dinge zu erarbeiten und ein hohes Maß an Selbstdisziplin gezeigt. Dies förderte sicherlich auch die Prägung zu einer selbständigen Persönlichkeit. Ob dabei das Studieren und Lernen wirklich sehr effizient war, bleibt dahingestellt. Im neuen System ist das Lernen durch die klare Strukturierung, Ausrichtung auf das Lernziel und die laufenden Lernkontrollen sicherlich effektiver.

Die zukünftigen Studierendengenerationen werden durch das G8 und die Tendenz zum früheren Einschulen immer jünger werden. Wegen verkürzter Studienzeiten und durch den Druck der Studiengebühren werden sie wohl auch kürzer an einer Hochschule bleiben. Die Bindung der Studierenden an eine Hochschule, und vermutlich auch studentische Gruppen wie die SMD, wird dadurch sinken. Durch geringere Freiheiten im Studium, klar vorgegebene Stundenpläne und mehr Prüfungen, die in die Abschlussnote einfließen, werden Studierende ihr ehrenamtliches Engagement vermutlich zurückfahren müssen. Man kann es sich kaum mehr leisten, für ein Semester weitgehend

auszusteigen, um sich auf andere Dinge zu konzentrieren, wie die Organisation von Hochschultagen. Gleichzeitig können es sich die Studierenden aufgrund ihres Studienprogramms auch generell weniger leisten, eine Woche lang täglich Vorträge im Rahmen von Hochschultagen anzuhören.

Lamentieren und ein Nachtrauern nach vergangenen Möglichkeiten hilft hier jedoch nicht weiter. Studentische Initiativen wie die SMD sind gezwungen, sich auf die verändernden Rahmenbedingungen einzustellen und deren Chancen und Möglichkeiten zu ergreifen. Die Neuordnung der Studienprogramme mit einer klaren Strukturierung in Semestern wird beispielsweise zu einer stärkeren „Klassengemeinschaft“ im Studium führen. Dadurch ergeben sich automatisch regelmäßiger persönliche Kontakte mit Kommilitonen – eine Chance! Große Aktionen (Hochschultage) werden wohl zu vermehrten Bitten um eine stärkere Unterstützung durch hauptamtliche Mitarbeiter führen – vor allem bedingt durch die jüngeren Studierenden sowie ihre geringere freie und flexible Zeit.

Die Reformen im Hochschulbereich werden weitergehen, ob man dies nun schätzt oder kritisiert. Der Bologna-Prozess ist als kontinuierlicher Verbesserungsprozess angelegt, der noch weitere Veränderungen mit sich bringen wird. Auf diese muss man sich einstellen und den Prozess am besten aktiv mitgestalten. ■

*Dr. rer. pol. Andreas Rothfuß,
Kanzler der Universität Tübingen, Diplom-Volkswirt und Master of Business Administration*



Für das Leben lernen

„Wie die Bildungsreform eine „neue Schule“ schafft: ganzheitlicher Ansatz

„Wenn wir die Kinder des 21. Jahrhunderts von Lehrern mit einem Ausbildungsstand des 20. Jahrhunderts in einem Schulsystem unterrichten lassen, das im 19. Jahrhundert konzipiert wurde und sich seitdem nur graduell verändert hat, dann kann das so nicht funktionieren!“

Dieses Zitat von Andreas Schleicher, PISA-Koordinator der OECD, nennt die entscheidenden (Hinter-)Gründe für die größten Reformen des deutschen Schulsystems seit der Humboldtschen Bildungsreform vor rund 200 Jahren. Die Veröffentlichung der ersten PISA-Studie im Jahr 2000 führte in den Folgejahren zu einer beschleunigten Umsetzung der von der Kultusministerkonferenz schon länger geplanten Schulreform – und sie hat eine große öffentliche Bildungsdiskussion ausgelöst. Schule in Verbindung mit Schlagworten wie Ganztagschule, Gesamtschule, achtjähriges Gymnasium (G8) und den damit verbundenen Herausforderungen ist zum gesellschaftlichen Top-Thema avanciert. Dass diese Schlagworte unterschiedlich gefüllt werden und ihre Umsetzung in den Bundesländern aufgrund des deutschen Bildungsföderalismus uneinheitlich erfolgt, macht die Auseinandersetzung mit den aktuellen Reformen nicht einfach. Es gibt kein anderes EU-Land, das eine ähnlich unüberschaubare und kaum vergleichbare Schullandschaft aufweist wie Deutschland. Mit den aktuellen Reformen vollzieht sich zugleich auch ein Paradigmenwechsel, da sie auf einem sehr viel weiter gefassten Erziehungs- und Bildungsbegriff als

bisher basieren. Die „neue Schule“ hat einen ganzheitlichen, wertevermittelnden und lebenspraktischen Ansatz, der die Schüler und die Aufgabe von Schule ganz neu in den Blick fasst.

Die „neue Schule“

Dieser Ansatz geht einher mit einer neuen Schulkultur in Form einer permanenten inneren Schulentwicklung, die durch ständige Evaluation gewährleistet werden soll. Sie ist gekennzeichnet von einer „Individualisierung“ der Schullandschaft, die zu mehr Eigenverantwortung, Selbständigkeit und stärkerer inhaltlicher Profilierung der einzelnen Schulen führen soll. Es geht um eine neue, nachhaltige Lernkultur, bei der sich die Schüler die Bildungsinhalte aktiv aneignen sollen und weniger durch Lehrer vermittelt wird. Die Stärken und die Persönlichkeit der Schüler stehen im Vordergrund, nicht ihre Schwächen. Schule soll daher kompetenz- und nicht mehr stofforientiert sein. Der Schul-



alltag soll dafür neu rhythmisiert, an Gymnasien die Bildungsinhalte reduziert und so die Schulzeit verkürzt werden. Quer durch alle Schularten lässt sich auch eine neue Gewichtung des schulischen Erziehungsauftrags beobachten. Vor dem Hintergrund des zunehmenden Bedeutungsverlustes anderer gesellschaftlicher Sozialisierungsinstanzen sollen bewusst soziale Grundkompetenzen eingeübt und gefördert werden. Schule wird bewusst mit ihrem Umfeld vernetzt: Sie will nicht mehr eine isolierte „Bildungsinsel“, sondern lebens-, arbeits- und freizeitweltbezogen sein.

Dass grundlegende Veränderungen des deutschen Schulsystems dringend notwendig sind, ist unbestritten. Vor allem der ganzheitliche, wertevermittelnde und lebenspraktische Grundansatz, der sich von einem alten, eindimensionalen und eher theorielastigen Bildungsverständnis abgrenzt, ist nur zu begrüßen. Mit Seneca kann endlich wieder gesagt werden: „Non scholae, sed vitae discimus.“ Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben! Hierbei werden viele Aspekte aufgegriffen und neu umgesetzt, die in der bisherigen außerschulischen Jugendbildung der freien Verbände, Vereine und der Kirchen eine zentrale Rolle spielen. Dadurch wird deren Wichtigkeit als weitere sekundäre Bildungsträger indirekt bestätigt und aufgewertet.

Kritische Anfragen

Zwangsläufig stellen sich jedoch auch einige kritische Anfragen an diese „neue Schule“ und die damit verbundenen Ansprüche, die von Seiten der Bildungspolitik an die Schule, die Schüler, ihre Eltern und andere Erziehungs- und Sozialisierungsinstanzen herangetragen bzw. ihnen gegenüber erhoben werden:

1. Der neue Erziehungs- und Bildungsbegriff ist aufgrund der gesellschaftlichen Entwicklungen erforderlich. Doch darf er nicht dazu führen, dass sich Schule zunehmend von einer sekundären zur primären Erziehungsinstanz entwickelt, die die Eltern entweder aus der Pflicht nimmt oder einschränkt.
2. Die ständige Überprüfbarkeit von Bildungsanspruch und -wirklichkeit durch Evaluation ist aus Gründen der Qualitätssicherung notwendig. Es muss jedoch darauf geachtet werden, dass der Ansatz einer allgemeinen Vergleichbarkeit nicht zu einer neuen Form von Leistungspädagogik führt

(unter Schulen vor Ort, zwischen den verschiedenen Schulformen und auch auf überregionaler oder internationaler Ebene).

3. Die Rahmenbedingungen sind nicht überall gleich: Es bestehen zum Teil große Unterschiede beim Elternhaus und den Milieus, aus denen die Schüler kommen, unter den verschiedenen Schularten und auch bei der wirtschaftlichen Situation von Schulen und ihrem Umfeld. Der Aspekt der „Bildungsgerechtigkeit“ wird in der Praxis bisher zu wenig ernst genommen, die Zahl der so genannten „Bildungsverlierer“ nimmt eher zu.

4. Das in vielen Bundesländern vorhandene mehrgliedrige Schulsystem, zum Teil verbunden mit einer „Auslese“ bereits nach der 4. Klasse, beansprucht zwar ein hohe „Durchlässigkeit“ nach oben, in der Realität trägt es jedoch so genannten „Spätentwicklern“ nur bedingt Rechnung und benachteiligt Schüler aus armen Familien. Dadurch dass der höhere Schulabschluss eine immer größere Bedeutung erhält, wird schon im Grundschulalter ein extremer Leistungsdruck aufgebaut. Bei denen, die diesem Druck nicht Stand halten können, führt das zu einer weitreichenden Perspektivlosigkeit.

5. Aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen wie auch den unterschiedlichen Rahmenbedingungen von Kindern und Jugendlichen spricht vieles für den gezielten Ausbau von Ganztages- und auch von Gesamt- bzw. Einheitschulen. Leider ist die Diskussion über dieses Thema weniger von den Bedürfnissen der Schüler bestimmt, sondern häufig bildungsideologisch geprägt. Zudem ist die Öffentlichkeit, vor allem die Elternschaft, meist unzureichend informiert. Worin unterscheidet sich zum Beispiel eine offene von einer halb-offenen oder einer gebundenen Ganztageschule? Es fehlen hier verbindliche Regelungen, zum Teil gibt es konträre Ansätze, und häufig kommt es von Seiten der Schulträger nur zu einer halbherzigen Umsetzung.

Fazit: Grundsätzlich ist der Aufbruch im Bildungsbereich zu begrüßen. Der weitgefaste, mehrdimensionale Bildungs- und Erziehungsansatz korrespondiert mit dem biblischen Menschenbild, das den Menschen nicht auf einzelne Bildungsbereiche reduziert, sondern als ganze Person im Blick hat. Auch die in den Bildungsplänen verankerte Offenheit von Schule gegenüber anderen außerschulischen Bildungsträgern und Partnern ist positiv zu sehen. Was kann Kirchen und Gemeinden besseres passieren, als dass sie mit in den öffentlichen Bildungsauftrag eingebunden werden, weil ihnen der „richtige“ pädagogische Umgang mit Kindern und Jugendlichen zugetraut wird?

Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Gottesvergessenheit in der Gesellschaft und der immer größer werdenden Bedeutung von Schule als Erziehungs- und Sozialisierungsinstanz wächst auch christlichen Lehrerinnen und Lehrern eine große Aufgabe und Verantwortung zu. Genauso wichtig ist es jedoch, dass auch junge Christen ihre Schule positiv in den Blick bekommen und sie dazu ermutigt und aktiv dabei begleitet werden, ihr Christsein bewusst an der Schule zu leben. Auch den Schülern lässt der neue Bildungsansatz große Spielräume, um sich über den Unterricht hinaus aktiv an der Schule einzubringen, dadurch die Schumatmosphäre mitzuprägen und so zu einem „Schulbeweger“ zu werden. ■

Markus Ocker, Gymnasiallehrer und Pfarrer aus Baden-Württemberg



Bibel kennt kein Bildungscontrolling

Praktische Grundsätze lassen sich für die Situation heute ableiten

Das Thema Bildung war dieses Jahr in Hessen wahlentscheidend und wird auch bei den Bundestagswahlen eine wichtige Rolle spielen. „G8“ – also die Frage, ob die neun Jahre Gymnasium auf acht reduziert werden sollen – erhitzt die Gemüter der betroffenen Eltern, Schüler und Lehrkräfte. Jeder zehnte Schüler verlässt die Schule ohne Abschluss („Schulabbrecher“), jeder vierte Schüler braucht Nachhilfe und jeder dritte Lehrer bricht seine Laufbahn vor der Rente ab („Burn-out“). Kein Wunder, dass hier guter Rat teuer ist. Was sagt eigentlich die Bibel zum Thema Bildung? In aller Kürze einige Thesen zu dieser komplexen Fragestellung.

1. Zu aktuellen Fragen sagt die Bibel wenig

Von der Bibel bis zu Themen wie „G8“ ist der Weg weit. Versuche, die Vorstellungen beider Welten zu mischen, ergeben anregende, aber doch skurrile Fragen. Zum Beispiel: Mit welchem Studium hätte man Mose auf seine Aufgaben als Gesetzgeber, Priester und Prophet besser vorbereiten können: Jura? Theologie? Psychologie? Oder: Was war das Geheimnis von Josephs Erfolg? Wie schaffte er nach der traumatischen Trennung von seiner Familie den Karrieresprung zum Herrscher über Ägypten – ohne weitere Schulbildung, ohne Seelsorge oder Psychotherapie? Bildung heute hat nur noch bedingt mit Kategorien wie Berufung oder Lebensfähigkeit zu tun. Bildung bedeutet vor allem Qualifikation und ist verknüpft mit staatlichen oder privaten Institutionen, mit Schulen, Handwerkskammern und Universitäten. Diese müssen nachprüfbar Standards erfüllen und erhalten durch Akkreditierung das hoheitliche Recht, Zeugnisse oder akademische Grade zu verleihen. Worte wie Kultusministerium, Bildungsplan oder Bildungscontrolling umreißen diesen modernen Rahmen. Worte, die der Bibel allerdings fremd sind.

2. Bildung, ein wichtiges Thema der Bibel

Andererseits wäre es natürlich völlig verfehlt zu behaupten, Bildung wäre ein bibelfremdes Thema. Das Glaubensbekenntnis der Juden („Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein Gott“, 5. Mose 4,6) gipfelt in konkreten didaktischen Anweisungen: „Diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du auf dem Herzen tragen, und du sollst sie deinen Kindern fleißig einschärfen, wenn du in deinem Hause sitzt oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst oder aufstehst.“ (5. Mose 4,7) Bis heute bilden diese Sätze die Grundlage für das religionspädagogische Wirken in den jüdischen Familien und Gotteshäusern. Psalm 1 nennt den, der das Wort Gottes hört und ehrt, einen „Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht und alles, was er tut, gerät ihm wohl“. Ein wunderbares Bild für ein gelungenes Leben!

Im Neuen Testament kreist das Vermächtnis des auferstandenen Christus ebenfalls um ein Verb aus dem Wortfeld „Bildung“: „Machet zu Jüngern“ heißt im Griechischen „mathätheo – zum Schüler machen, lehren, unterweisen“. Der Sendungsbefehl ist insofern eine Art Bildungsbefehl. Im Brief an die Kolosser wird vom „Geheimnis Gottes, das Christus ist“ gesprochen, „in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis“ (Kol. 2,3). Es überrascht vor diesem Hintergrund nicht, dass da, wo Christen waren, immer auch Schulen gegründet wurden. Theologen, Mystiker und Literaten wurden und werden nicht müde, die Geschichte Gottes mit den Menschen und die Imitatio Christi als eine besondere Form von Bildungsweg zu beschreiben. Bis heute sind die evangelische und katholische Kirche die größten privaten Bildungsträger in Deutschland. Für den Humanisten Goethe oder den Sozialisten Bert Brecht ist die Bibel selbst zu einem unverzichtbaren Stück Weltliteratur geworden.

3. Einfache Rezepte oder Prinzipien helfen nicht weiter

Das Lesen der Bibel führt zu vielen Ergebnissen, das liegt ohne viel Forschung auf der Hand. Christliche Eltern schicken ihre Kinder – jeweils aus biblisch wohl begründeter Überzeugung – auf öffentliche säkulare Schulen und auf private christliche. Wo erlaubt, wird zu Hause unterrichtet. Christliches Lehrpersonal möchte als Salz die Suppe staatlicher Schulen würzen und auf dem Berge privater Bekenntnisschulen leuchten. Christliche Schulträger organisieren sich als Verein und über die Kirche im lockeren Verbund mit dem Staat. Die einzelnen Positionen zu diskutieren, wäre sinnvoll. Hier genüge die Fest-

stellung, dass der Status quo komplex ist. Instant-Rezepte oder simple Prinzipien greifen hier nicht.

Außerdem lehrt ein Blick in die Geschichte der christlichen Pädagogik, dass auch hier kein homogenes Profil zu finden ist. Je nach Epoche oder Konfession finden sich unterschiedliche Erziehungsstile von autoritär bis demokratisch. Auch Misserfolge fehlen nicht: So manche christliche Schule hat ihre Schützlinge in Bezug auf die biblische Botschaft eher immunisiert als sensibilisiert. Im Schatten kirchlicher Dogmen oder göttlicher Offenbarung scheint die Versuchung groß, Macht auszunutzen oder persönliche Erkenntnisse absolut zu setzen. Der Theologe und Pädagoge Charles F. Melchert schreibt: „Was wäre die Geschichte der Pädagogik ohne Zwang? Sogar in unserer aufgeklärten modernen Welt sind wir so in Strukturen und Praktiken pädagogischer Machtausübung verfangen, dass wir uns kaum eine andere Möglichkeit vorstellen können. Wenn wir davon ausgehen, dass Jesus ein weiser Lehrer war und über eine überdurchschnittliche Fähigkeit der Einsicht und Urteilskraft verfügt, ... wer war besser geeignet, Leute in das hineinzuzwingen, was für sie am Besten war? Und doch tat er es nicht.“¹ Die Weisheit der Bibel führt uns nicht zu dogmatischen Prinzipien, sondern zum „Kern und Stern“ der Heiligen Schrift, zu Jesus Christus.

4. Der Schlüssel liegt im Mut zur Beziehung

Christinnen und Christen aller Zeiten und Couleur sind Jünger, Schüler, Nachfolger Jesu. Sie werden von ihm unterwiesen und lernen lebenslang in seiner Schule. Jesus macht deutlich, dass die Grundlage seiner Botschaft eine Beziehung ist: „Du sollst Gott, deinen HERRN, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lukas 10, 27) Diese Beziehung ist lebendig, freiwillig und nicht auf ein Rezept oder Prinzip zu reduzieren. Sie hat zwar auch inhaltliche Elemente (vgl. „lehret sie zu halten, was ich euch befohlen habe“), hängt aber doch wesentlich ab von den beteiligten Personen und ihrer Bereitschaft, sich dafür zu öffnen. Christliche Pädagogen aller Zeiten und Kulturen werden aus dieser Quelle Kraft geschöpft haben für die vielerlei Verbindungen, aus denen ihr beruflicher Alltag bestand. Mut zur Beziehung in der täglichen Flut schulischer Sozialkontakte, Mut zur Hoffnung in aussichtslos scheinenden Notlagen – allein das ist eine pädagogische Perle auf dem vielgestaltigen Acker der Kulturgeschichte. Christen, die die erhaltene Gnade und Liebe in ihre pädagogischen Beziehungen weiterzureichen vermögen, sind Salz und Licht.

5. Werte, Kulturkritik und Weisheit

Jesus war aber nicht nur der beziehungsbehaftete Lehrer, den alle mögen. Wie Mose im Alten Testament vereinigte er die Rollen des Richters, Propheten und Hohenpriesters in einer Person. In dem Buch „The Bible and the Task of Teaching“ arbeiten John Shortt und David I. Smith heraus, welche pä-

dagogischen Modelle im Alten wie im Neuen Testament mit diesen drei Ämtern verbunden sind. Sie führen aus, dass mit der Thora feste Werte ins Leben getreten sind, die den Kindern immer wieder deutlich gemacht werden müssen.² Diese Werte und häufig wiederholte Sätze tragen jedoch den Keim der Dogmatisierung und Versteinerung in sich. Deshalb komme als Korrektiv die Botschaft der Propheten hinzu: „Ein Unterrichtsmodus, der sich an den Propheten orientiert, wird den Schülern nicht einfach sagen ‚es ist eben so‘, sondern wird kreative und lebendige Wege suchen, um sie erspüren zu lassen, dass die Dinge grundlegend anders sein sollten, als sie sind.“³ Die Schriften der Weisheit deuten auf einen dritten Modus: In einem sorgfältigen Prozess des Beobachtens und Auswertens sowohl der eigenen Lebensrealität als auch der umliegenden Kulturen, fanden die Israeliten zu Einsichten, die lehr- und lernbar waren.⁴ Jesus knüpfte alle drei Stränge gerne in Geschichten zusammen, die als geisterfüllter Gegenentwurf zur Realität die Komponenten der Thora, der Prophetie und Weisheit enthielten.

6. Die Bibel gibt uns die Nüsse, aber knacken müssen wir sie selber

Christliche Eltern oder Erzieher seien, so Shortt und Smith, in einem Prozess, der „Demut, Offenheit für Veränderung und Vorstellungskraft“ erfordere. „Es ist eher wie das Malen eines Bildes im Stile des Meisters als das Befolgen der technischen Hinweise einer Gebrauchsanleitung.“⁵ Wir sind aufgefordert, aus der Beziehung zum Meister heraus die Fragen zu beantworten, die uns die Bibel stellt: Wie integriere ich Werte, Kulturkritik und Weisheit in meinen Beruf? Deshalb ende ich hier nicht mit einer Anleitung zum Nüsse Knacken, sondern einer ermutigenden Notiz.



Baustelle auf Griechisch: In Griechenland, wo ich diesen Artikel gerade schreibe, werden Häuser mit Steuern belegt – allerdings nur fertige. Deshalb sieht man im ganzen Land bewohnte Baustellen mit Sandhaufen und Schaufel vor dem Haus. Nackte Stahlträger ragen oben in den Himmel, während unten Gardinen und Geranien die fertigen Fenster schmücken. So wird die Baustelle zum Lebensstil. Ein schönes Bild für Christen: Seit Ostern erfahren sie das fertige „Schon“ der Sündenvergebung und erdulden das unfertige „Noch Nicht“ des Reiches Gottes. Diese Spannung gilt es entspannt zu leben. Nicht um Steuern zu sparen, sondern um Gottes Wege sehen und gehen zu können. Das Reich Gottes ist eben eine Baustelle und so ist es auch mit der Bildung. ■

Georg A. Pflüger, hat an Gymnasien in Deutschland und Israel unterrichtet. Seit 2001 Leiter der Deutschen Fernschule e.V., 2007 gründete er mit seinem Team die Friedrich-Wilhelm-Raiffeisen-Schule eG. Verheiratet, vier Kinder, Mitglied im Christus-Treff, Marburg. Weitere Infos unter www.schulexpert.de



Quellenangaben

1. C. F. Melchert: *Wise teaching: Biblical wisdom and educational ministry*. Harrisburg, 1998. Übersetzung des Zitates: G.A. Pflüger
2. Siehe oben der Hinweis auf 5. Mose 6,4 ff
3. D. I. Smith/J. Shortt: *The Bible and the Task of Teaching*. Nottingham, 2002, Übersetzung des Zitates: G.A. Pflüger
4. Vgl. G.A. Pflüger: *Lernen am Vorbild. Weisheit in der jüdischen und christlichen Tradition*. Erschienen in: *Glaube und Erziehung*, 2006
5. D.I. Smith/J. Shortt: *The Bible and the Task of Teaching*. Nottingham, 2002 Übersetzung des Zitates: G.A. Pflüger

Eine Frage der Zeitplanung

_In England gibt es den Bachelor schon lange. Ein Erfahrungsbericht

„Es tut mir Leid, ich habe keine Zeit, einen Bibelkreis zu leiten. Dieses Semester ist wieder echt voll.“ Seit vier Jahren arbeite ich hauptamtlich bei Campus für Christus in der Studentenarbeit. Solche Antworten sind nicht selten, wenn man jemanden fragt, ob er Zeit und Lust hat, sich in der Gruppen zu engagieren. Wegen der Einfüh-

rung des Bachelor-Systems sehen viele nur schwarz. Aber muss das so sein? Ein Blick nach England.

Oktober 2001. Mit großer Aufregung, etwas Angst und ein wenig Heimweh begann ich, an der „University of Bristol“ Jura und Deutsch zu studieren. Auch wenn ich für mein Studium große Ziele hatte, waren mir auch andere Sachen neben der Uni wichtig: vor allem mein Engagement in der „Christian Union“ (SMD in England). Mein Eindruck war, dass das Bachelor-System mich nicht daran hinderte, verbindlich bei der Christian Union mitzuarbeiten. Da die Uni die Stundenpläne zentral regelte, sah die Woche für die meisten Studenten gleich aus. Der Mittwochnachmittag wurde sogar für den Uni-Sport freigehalten. Unsere Gruppentreffen passten sich dieser Zeitplanung an. Insgesamt empfand ich die Ansprüche an uns Studierende als moderat. Klar

musste man etwas leisten, aber es blieb auch Zeit für Anderes. In der Christian Union hatten wir mittwochs Hauskreise, donnerstags Gruppenabend (mit bis zu 300 Leuten), und freitags organisierten wir einen „Lunch“ für internationale Studenten.

Zugegeben, die Uni-Kultur in England ist anders als hierzulande, und Studenteninitiativen wie die Christian Union gibt es haufenweise. Seien es Fußballmannschaften, der Debattierclub oder auch das Treffen der Schokoladen-Liebhaber! Aber viele Initiativen sind nicht nur zum Spaß da. Durch die ehrenamtliche Mitarbeit lernt man neue Fähigkeiten, arbeitet mit anderen zusammen und entwickelt seinen Charakter – was wiederum von Firmen, die an den Unis Studenten werben wollen, sehr gern gesehen wird. Ich hoffe, dass in Deutschland bald Ruhe an den Unis einkehren wird und wünsche mir für die Studierenden hier, dass sie ihre Prioritäten richtig setzen und genügend Zeit für ihre „ganzheitliche Entwicklung“ einplanen können. Denn das Uni-Leben ist viel mehr als nur das Studium. ■

Tim Hopcraft, studierte Jura und Deutsch (B.A.) in Bristol und war dort in der „Christian Union“.



Generation Bachelor

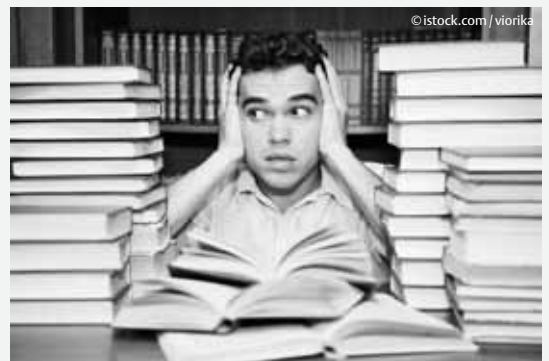
_Weniger Zeit, mehr Druck. Wo bleibt Raum für die SMD-Mitarbeit?

Mit Beginn meines Studiums an einer Fachhochschule im Jahr 2004 gehörte ich zur ersten „Generation Bachelor“. Wir hatten oft das Gefühl, dass die neue Studien- und Prüfungsordnung erst während unseres sechssemestrigem Bachelor-Studiums „gestrickt“ wurde. Weder Professoren noch wir als Studierende wussten häufig über den genauen Ablauf unseres Studiums Bescheid. Seit Oktober 2007 studiere ich nun im Masterstudiengang.

Neu an diesem System ist, dass alle belegten Module am Ende des Semesters mit einer Prüfungsleistung (z.B. Referat, Klausur, Hausarbeit) abgeschlossen werden müssen, das heißt: keine Teilnahmebescheinigung mehr! Das hat zur Folge, dass wir am Ende der Vorlesungszeit eine Vielzahl von Klausuren zu bewältigen haben und die Semesterferien mit dem Schreiben von Hausarbeiten und Essays ausgefüllt sind. Es bleibt kaum Zeit für Praktika oder Ferienjobs. Vorteilhaft am

neuen System ist hingegen, dass es am Ende des Studiums keine großen Prüfungen mehr gibt, sondern das Studium mit Abgabe der Masterarbeit und eventueller Verteidigung abgeschlossen ist. Aufgrund der neuen Modulstruktur ist der Studienverlauf relativ klar vorgegeben und dadurch im Vergleich zum alten System wesentlich verschulter. Das mag für manche Studis hilfreich sein, für andere hingegen bedeuten die strengen Vorgaben große Einschränkungen und entsprechen nicht dem, was sie sich unter „freiem“ Studium vorgestellt haben.

Bedingt durch die Studienverlaufspläne besucht man seine Veranstaltungen über mehrere Semester mit den gleichen Kommilitonen. Und genau darin sehe ich eine große Chance: gerade für SMD-Gruppen. Man lernt sich besser kennen, ist teilweise auch studientechnisch aufeinander angewiesen, und es können tiefe Freundschaften daraus entste-



hen. Ob sich Studierende heute mehr oder weniger ehrenamtlich engagieren, vermag ich pauschal nicht zu sagen. Fest steht jedoch, dass Studierende heute besser organisiert sein müssen und dass die Frage von Studium/Freizeit/SMD-Mitarbeit eine Frage der Prioritätensetzung ist. Möglicherweise sollten wir uns in der SMD von altbekannten und altbewährten „Aktionen“ verabschieden. Aber natürlich können Veränderungen auch immer wieder eine Chance für Wachstum sein. ■

Erdmuth Schmidt, sammelte ihre Studienerfahrungen im alten und neuen Hochschulsystem.



Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

„Drei beispielhafte Aspekte zu den Veränderungen im Schulwesen



© hofschlaeger / pixelio.de

Überforderung und Langeweile. Die Übertrittsquoten an das Gymnasium stiegen in Bayern in den letzten Jahren rasant an. Damit ist die Schulart, die ursprünglich für die besten 20 Prozent eines Jahrgangs gedacht war, zu einer neuen Volksschule geworden. Als Lehrer stehe ich vor den Alternativen, die begabten Schüler zu langweilen oder diejenigen, die von ihren Eltern ans Gymnasium geknechtet werden, zu überfordern. Die Diskrepanz in der Leistungsfähigkeit ist mittlerweile vor allem in der Unterstufe so groß, dass sie bei über 30 Schülern pro Lehrer nicht mehr überbrückt werden kann.

Keine Ganztagschule aber ganze Tage in der Schule. Ein Jahr weniger Unterricht bei nur wenig reduzierter Gesamtstundenzahl bedeutet, dass auch an Halbtagschulen ab der 6. Klasse ein voller Nachmittag (bis 17 Uhr) Pflicht ist. Oftmals sind es ab der 8. Klasse zwei Nachmittage und in der Oberstufe drei. Keiner, vor allem nicht ein Unterstufenschüler, kann sich zehn Stunden lang konzentrieren. Warum also nicht gleich alles auf mehr Nachmittage verteilen, entzerren und die Lücken mit schulnaher Jugendarbeit auffüllen – so die Befürworter der Ganztageschule. Für Jugendliche, deren Eltern keine Zeit haben oder sich keine Zeit nehmen wollen, ist das ein nachvollziehbarer Gedankengang. Doch für die, die ein Leben außerhalb der Schule gestalten möchten (in Sportvereinen, Jugend- oder Musikgruppen), wird dieser Bereich ihres Lebens an den Rand gedrängt. Auch für Lehrer ist

der Nachmittagsunterricht unattraktiv: müde und daher unmotivierte Schüler sowie mehr „Lücken“ im eigenen Tagesablauf sind die Ergebnisse. Lehrer verbringen so mehr Zeit in der Schule, können diese aber oft nicht effizient nutzen.

Lehrplan als Kür, Jahrgangsstufentests als Pflicht? Bei der überhasteten Umstellung auf das G8 sind viele Inhalte einfach ein bis zwei Jahre nach vorne verlegt worden. Das entspricht aber oft nicht dem Entwicklungsstand der Schüler. Fazit: Selbstverständlich erfordert eine Gesellschaft im Wandel auch einen Wandel im Bildungswesen. Aber solange dabei unser eigenes wirtschaftliches Wohl das letzte Wort hat, investieren wir zu wenig. Mehr Lehrer und Eltern sollten den Kindern mehr Zeit widmen. ■

Tobias Linzmaier,
Gymnasiallehrer in Bayern



erleben.

Auf neue Spielregeln einstellen

„Schulnahe Jugendarbeit fordert Gemeinden und verändert Strukturen

Im Zuge der Bildungsreform sollen bei uns in Neumünster nach und nach alle Schulen Ganztagsangebote auf dem Programm stehen haben. Dabei sind Kirchengemeinden und Vereine als Kooperationspartner gefragt. Was dabei herauskommen kann, zeigt folgende Begebenheit: Mit verschränkten Armen saßen sich Lehrer und Mitarbeiter aus der Jugendarbeit gegenüber und forderten vom jeweils anderen: „Nun, zeig doch mal, was du uns bieten kannst“. Denn jeder hat seine ganz eigenen Vorstellungen, wie es in seinem Bereich zu laufen hat und möchte das im Grunde auch nicht ändern.

Wer in der Jugendarbeit in Richtung Schule aufbricht, muss alte Gewohnheiten und Wege verlassen und sich auf neue Spielregeln einstellen. Ganztagschulen können für Gemeinden etwa bedeuten, dass sie altbewährte Angebote in ihrer eigenen Arbeit streichen müssen. Vielleicht hat die Gemeinde mit viel Mühe ein Gemeindehaus mit Jugendraum errichtet – und das wird jetzt erst mal überflüssig.

Wer allerdings an die Schule geht, der trifft auf unzählige Schüler, die eine christliche Gemeinde so gut wie nie von innen sehen. Denn Gemeindearbeit erreicht nur einen Bruchteil der Jugendlichen. Wer

an die Schule geht, der tritt ein in eine Welt voller Nöte und Sorgen: Mädchen und Jungen, die einsam sind. Die zweifeln, ob es irgendjemand auf dieser Welt gibt, der sich für sie interessiert und ob jemals etwas aus ihnen wird. Er würde vielleicht auf Kinder treffen, die – heute in Deutschland – täglich hungern müssen und mit schmutzigen und kaputten Klamotten herumlaufen. Es ist eine Welt, von der die Gemeinde oftmals noch nicht einmal weiß, dass es sie gibt. Wer diese Welt entdeckt, versteht, dass es notwendig ist, die alten Wege zu verlassen und neue auszuprobieren.

An Schulen zu arbeiten, bedeutet an den ganz praktischen Sachen zu arbeiten: mit Schülern Hausaufgaben zu machen, mit ihnen Mittag zu essen, AGs zu gestalten, Konflikttrainingsseminare durchzuführen oder einfach in der Pause da zu sein, um mit ihnen zu reden und zu spielen. Die Arbeit an Schulen dient den Schülern, nicht so



© iStock.com / Photoerzfi

sehr der Gemeinde. Wem es vor allem darum geht, möglichst viele junge Menschen in seine Gemeinde einzuladen, der könnte schnell enttäuscht werden – zu unterschiedlich sind die Welten von Schule und Gemeinde. ■

André Springhut (38), Gründer
und Leiter der schulnahen Jugend-
arbeit „Pais Deutschland“

